

Tanja Pleva
Gottesopfer

Thriller

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Originalausgabe

Mai 2010

© 2010 Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung: PEPPERZAK BRAND

Umschlagabbildung: Corbis / gettyimages

Autorenfoto: privat

Satz: Kösel, Krugzell

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-25867-8

PROLOG

HAMBURG, JANUAR 2007

Der leichte Schneeregen war zu einem regelrechten Schneegestöber geworden. Innerhalb von einer halben Stunde hatte sich auf die grauschwarze Asphaltstraße ein weißer Teppich gelegt. Außer einem Wagen vom Winterdienst, dessen Scheinwerfer den weißen Schnee in gelbe Honigflocken verwandelten, fuhr nur ein Streifenwagen langsam den Mittelweg in Pöseldorf entlang. Die Reifen drehten durch, und der Wagen schlug nach hinten aus, wie eine wilde Stute, die einen unliebsamen Reiter auf sich sitzen hat. Es war nach Mitternacht, und kein vernünftiger Mensch setzte sich jetzt noch ans Steuer. Leider, denn die beiden jungen Polizisten, die seit zwei Jahren miteinander Streife fuhren, hatten einen lukrativen Nebenverdienst während ihrer Nachtschichten am Wochenende entdeckt und waren darauf aus, auch heute Nacht ihr schmales Gehalt etwas aufzubessern.

»Das wird wohl heute nichts. Kein Betrunkener setzt sich heute noch ans Steuer«, sagte Boris Sommer, und Ärger schwang in seiner Stimme mit. Sein rundes Gesicht mit den blauen Augen, der kleinen Stupsnase und dem vollen Mund hätte ohne die kurz geschorenen blonden Haare und den linkischen Blick weich gewirkt, so aber sah er eher wie ein primitiver Schlägertyp aus als wie ein Polizist.

»Vielleicht gerade, weil sie denken, dass sie sowieso keiner anhält.« Thomas Stein sah auf die Uhr. »Es ist gerade mal ein Uhr. Die Nachteulen verlassen den Bau erst gegen drei. Und dann kannst du wieder deinen Spruch aufsagen. ›Guten Abend, Fahrzeugkontrolle, haben Sie etwas getrunken?‹« Stein grinste seinen Kollegen dümmlich von der Seite an.

»Guck nach vorn, Mann«, erwiderte Sommer genervt.

In der Schule hatten sie den kleinen, dicken Stein gehänselt. Heute war er zwar immer noch klein und dick, aber seine Uni-

form brachte ihm zumindest bei den Normalbürgern den nötigen Respekt ein. Bei den Fahrzeugkontrollen mit Sommer wagte es keiner, frech zu werden. Wenn er ehrlich war, war es ihm aber ganz recht, dass das Wetter heute nicht mitspielte, denn richtig wohl war ihm nie dabei, wenn sie sich schmieren ließen, um angetrunkene Fahrer weiterfahren zu lassen. Manchmal konnte er wegen des schlechten Gewissens nicht einschlafen.

Sommer war dagegen ganz anders gestrickt. Alle ließen sich für ihre Leistungen bezahlen, sagte er immer, und wenn man den Leuten das Theater mit Papierkram, Führerscheinentzug und Anwaltskosten ersparte, konnten sie dafür ja wohl auch in die Tasche greifen.

Sommer fing an, umständlich in seinen Hosentaschen zu kramen, und holte schließlich ein Feuerzeug heraus. »Scheiße, ich hab noch 'ne Rechnung in der Spielhalle offen. Hatte heute mit fetter Beute gerechnet.« Er zündete sich eine Zigarette an, zerdrückte anschließend die leere Zigarettenschachtel in der Hand und warf sie aus dem Fenster. Sofort zog blauer Rauch durch das Innere des Streifenwagens.

Stein hustete, um seinem Kollegen damit klarzumachen, dass es ihn störte, wenn Sommer im Auto rauchte, aber der hatte sich noch nie für die Bedürfnisse anderer interessiert, am wenigsten für die seines Kollegen. »Ich brauche Zigaretten«, sagte er und blies den Rauch in Steins Richtung.

Stein rieb sich die Augen und lenkte den Wagen an den Straßenrand. Seit einer Woche quälte er sich nun schon zum Dienst, obwohl er sich wegen dieser verdammten Erkältung hätte krankschreiben lassen müssen. Er wischte sich mit dem Handrücken den Rotz ab und beugte sich zum Handschuhfach, um nach dem Päckchen Taschentücher zu suchen, das er dort deponiert hatte.

Im Licht der Straßenlaterne tanzten die Schneeflocken wie wild gewordene Bienen, die ihren Stock verteidigten. Die Scheibenwischer bewegten sich geräuschlos von einer Seite zur anderen. Und mitten in dieser winterlichen Szene, gerade als Stein den

Kopf wieder hob und sich das Taschentuch vor die Nase hielt, überquerte ein schattenähnliches Wesen schleppend die Straße, verschwand auf der anderen Seite zwischen parkenden Autos und tauchte dahinter erneut auf. Stein schaute ungläubig seinen Kollegen an, der an seinem Handy herumfummelte.

»Hast du das gesehen?«

»Was?«

»Na ja, das da.« Stein zeigte mit dem Finger auf den Schatten, der in eine Seitenstraße abbog. Sommer beugte sich nach vorne, näher an die Scheibe heran, um besser sehen zu können.

»Ich seh nichts. Fahr endlich zum Dammtor, ich brauche Zigaretten.«

Hatte er Halluzinationen von der Grippe? Stein überlegte, ob er auf Sommer hören oder ob er seinem Instinkt folgen sollte. Er ließ langsam die Kupplung im zweiten Gang kommen, und der Wagen setzte sich schlitternd in Bewegung. Dann wendete er auf der eisigen Fahrbahn.

»Ich hab doch gesagt, du sollst zum Dammtor fahren«, sagte Sommer aufgebracht und verstummte plötzlich, denn direkt vor ihnen im Scheinwerferlicht, mitten in der kleinen Seitenstraße, tauchte etwas auf.

Stein rieb sich die Augen. Dieses Etwas war splitternackt. Die Haut hing wie Lederlappen an den Knochen herunter. Die Rippen stachen wie dunkle Flecken unter der weißen, fast transparenten Haut hervor. Es war, als schlurfe ein Skelett die Straße herunter.

»Ist Halloween nicht vorbei?«, fragte Sommer, doch der Witz kam nicht an. »Halt an, ich seh mir das mal genauer an.«

Der Wagen hielt, Stein griff etwas langsamer nach seiner Mütze als Sommer, der bereits die Tür geöffnet hatte und mit einem Fuß im Schnee stand.

»Hey! Polizei! Bleiben Sie stehen!«, rief Sommer der Gestalt hinterher.

Das geräuschlose blinkende Blaulicht tauchte die verschneite Seitenstraße und die weißen Häuserfassaden in ein gespensti-

sches Licht. Stein versuchte, Sommer einzuholen, und verlor beinahe das Gleichgewicht auf der vereisten Straße. Er ruderte mit den Armen und hielt sich an der Kühlerhaube fest.

Wieder rief Sommer: »Haben Sie nicht gehört? Bleiben Sie stehen!«

Keine Reaktion. Das Skelett bewegte sich unaufhörlich weiter. Es schien irgendetwas zu tragen. Und dann war da dieses Geräusch. Stein ging jetzt direkt hinter Sommer her und hörte ein seltsames Klirren, während Sommer seine Waffe zog und sich in Position stellte.

»Wenn Sie nicht stehen bleiben, schieße ich!«

Stein stellte sich vor Sommer. »Bist du verrückt? Lass die Waffe stecken, oder hast du das Gefühl, angegriffen zu werden?« Stein ging schneller, um die Gestalt zu überholen. Er rutschte den abschüssigen Weg hinunter, hielt sich an einem Gartenzaun fest und drehte sich um. Seine Miene erstarrte, als hätte er den Leibhaftigen vor sich. An den Hautlappen, die statt der einst wohl vollen Brüste an dem Brustkorb hingen, konnte man erkennen, dass es sich um eine Frau handelte. Sie trug einen Ziegelstein, der an einer schweren Kette hing. Die Kette wiederum war an einem Eisenring befestigt, der um ihren Hals lag. Ihr Kopf war kahl geschoren, und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Der Blick war nicht leer, sondern tot.

Aus Steins Mund kam ein Stöhnen, dann brachte er ein »Mein Gott!« zustande und kotzte direkt auf seine Schuhe.

Die Skelettfrau schien den Beamten weder zu sehen noch zu hören. Sie brabbelte unverständlich vor sich hin und setzte einen nackten Fuß vor den anderen, ohne ins Rutschen zu geraten.

Sommer hatte aufgeholt. Er stand nun seitlich vor der Frau und glotzte sie angeekelt an.

»Ruf einen Krankenwagen und hol eine Decke aus dem Wagen«, rief er Stein zu. Dann besann er sich eines Besseren und sagte: »Nein, bleib du besser hier, ich mach das«, und lief zum Wagen zurück. Stein wischte sich den Mund sauber und folgte

langsam der Frau, bis er wieder auf gleicher Höhe mit ihr war. »Hören Sie, ich weiß nicht, was Ihnen passiert ist, aber können Sie mich verstehen?«

Die Frau reagierte nicht. Die weißen dünnen Finger um den Stein gelegt und den Blick ins Nichts gerichtet, setzte sie nach wie vor wie ein Roboter einen Fuß vor den anderen.

Zehn Minuten später waren ein weiterer Einsatzwagen und ein Krankenwagen vor Ort und brachten plötzlich Leben in die kleine, dunkle Straße. Sensationsgeile Anwohner waren in Pyjamas und Bademänteln vor die Tür getreten, standen mit durchnässten Hausschuhen im Schnee und schauten zu, wie die in eine Decke gewickelte Frau samt Eisenkette und Stein auf eine Bahre geschnallt und in den Krankenwagen geschoben wurde.

Nachdem auch drei Tage später keine Vermisstenmeldung auf den Polizeistationen eingegangen war, erschien im *Hamburger Abendblatt* auf der dritten Seite ein kleiner Artikel mit einem Foto von der »Skelettfrau« und der Bitte um Identifikation. Doch es gab niemanden, der sie in diesem Zustand wiedererkannt hätte – außer einem, und der hütete sich davor, mit der Polizei in Kontakt zu treten.

Da sich auch in den nächsten Wochen und Monaten keiner wegen der Frau meldete, verschwand die Akte weit hinten in den Schubladen der Polizei, und die »Skelettfrau« geriet in Vergessenheit, wie ein altes Spielzeug, das im Keller in der hintersten Ecke zwischen Gerümpel steht.

HAMBURG, JANUAR 2008

Pater Dominik stand vor dem Altar aus graublauem Muschelkalk, direkt unter dem Relief des auferstandenen Jesus mit den geöffneten Armen. Darüber war ein Auge innerhalb eines Dreiecks zu sehen, von dem drei Strahlenbündel ausgingen. Das Zeichen für Gottvater und für die Trinität.

Die drei darüberliegenden bleiverglasten, farbigen Fenster, die hauptsächlich in roten und gelben Tönen gehalten waren, stellten Eva, die Mutter des Lebens, dar, Maria Magdalena, wie sie den Jüngern die Auferstehung verkündet, und die klugen Jungfrauen, die auf das Erscheinen von Jesus Christus warten. Eine schöne Zierde für die ansonsten kahle, kalkweiße Wand.

Endlich erhoben sich langsam die paar Leute von den Bänken und strebten gen Ausgang. Ein Mann hielt inne, blickte kurz auf, unentschlossen, ob er noch ein Gespräch mit dem Pfarrer anfangen sollte oder nicht.

Ein kurzes Stoßgebet von Pater Dominik schien jedoch zu wirken, und der Mann bewegte sich weiter in Richtung Ausgang. Doch nun steuerten die beiden jungen Frauen auf ihn zu.

»Guten Tag, Pater, Ihr Gottesdienst ist immer so ...«, sagte die eine der beiden, eine Brünnette, die wegen ihrer Zahnsperre leicht lispelte.

»...so göttlich«, vervollständigte die andere den Satz und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ich heiße übrigens Kim, und das ist meine Freundin Leila.«

Er schüttelte ihre Hand und lächelte den beiden freundlich zu. »Danke, es ist schön, so treue Gottesdienstbesucher zu haben, aber ich muss jetzt leider die Kirche schließen und ...«

»Sagen Sie, Pater, ich würde gerne mal beichten. Dazu ist doch der Stuhl da drüben, oder?«, fragte Leila.

Mit dem Blick folgte Pater Dominik ihrem Finger zu dem Beichtstuhl in einer Nische und nickte.

»Ein andermal gerne«, sagte er und konnte sich lebhaft vorstellen, was die junge Dame ihm zu beichten hatte. Er nahm es mit Humor und ging langsam, aber bestimmt Richtung Ausgang. Die beiden folgten ihm.

»Ist es nicht ziemlich einsam, Pfarrer zu sein? Ich meine, haben Sie nie Lust verspürt ...« Kim legte eine Pause ein, grinste verschmitzt, und dieses Mal beendete Leila den Satz: »... eine Familie zu gründen?«

Er sah von der einen zur anderen. Ein Kopf, zwei Münder, dachte er und gab die Antwort, die er immer auf diese Frage gab. »Das Zölibat macht mich für andere frei. Wenn ich mich um eine Familie kümmern müsste, hätte ich keine Zeit für die Stille und das Gebet und könnte mich nicht um die Probleme anderer kümmern.«

Die beiden jungen Frauen nickten gleichzeitig, aber er war sich sicher, dass sie nichts von dem verstanden, was er gesagt hatte. Endlich waren sie am Ausgang angelangt. Kaum waren die beiden über die Türschwelle getreten, zog er langsam die Tür hinter sich zu. Er blieb noch zwei Sekunden vor dem Portal stehen und verabschiedete die beiden mit einem »Gott segne euch«.

Dann schlüpfte er schnell wieder in das warme Kircheninnere, drehte zweimal den Schlüssel im Schloss um und eilte durch den Mittelgang auf die kleine Tür hinter dem Altar zu, die zum Pfarrhaus führte. Auch diese schloss er sorgfältig hinter sich ab und stieg die kleine steile Holzterrasse nach oben zu seinen Privaträumen. Noch bevor er oben ankam, hatte er sich seiner Soutane entledigt, die er schnell an den Haken hinter der Tür hängte. Darunter kam ein schwarzer Anzug, seine Reisekleidung, zum Vorschein. Er nahm den langen schwarzen Mantel von der Garderobe, steckte seine Papiere und das Zugticket nach Salzburg in seine schwarze Umhängetasche und verließ das Pfarrhaus durch den Hintereingang.

MÜNCHEN

Er flog hoch oben über Berge, Täler und Wälder. Alles unter ihm war schillernd bunt, Farben so schön, wie er sie noch nie gesehen hatte. Der warme Wind streichelte seine Haut. Er bewegte die Arme, als wären sie Flügel, hob und senkte sich in der Luft, flog über Baumkronen, die ihn am Bauch kitzelten. Ein wohliges Gefühl, ein unbeschreibliches Glück breitete sich in ihm aus – bis ihn dieser schrille, entnervende Ton aus dem Traum riss. Verzweifelt hielt er die Augen geschlossen, versuchte, die Bilder festzuhalten. Nein, er wollte nicht aufwachen, er wollte dort bleiben, weiter fliegen, doch es war vergebens. Die Farben waren verschwunden, Dunkelheit umgab ihn, und das Klingeln wurde immer lauter. Die Leuchtziffern seiner Tag Heuer zeigten auf halb zwölf. Er hatte viel zu lange geschlafen. Sein Nacken schmerzte, fühlte sich steif an, und seine Knochen waren vom langen Liegen wie eingerostet. Die heruntergelassenen Jalousien vor den Fenstern verwandelten das Zimmer in eine dunkle Höhle. Auch wenn draußen nicht, wie jetzt in dieser kalten Jahreszeit, alles grau in grau war, war es hier egal, ob es Tag oder Nacht war. Er krabbelte im Dunkeln ans Fußende des Bettes, tastete nach dem Telefon, das unter sein Bett gerutscht war, und brummelte in den Hörer: »Ja?«

»Sam O'Connor?«

Sam gab einen bejahenden Grunzlaut von sich, während er sich langsam auf den Rücken drehte und den Schlaf aus den Augen rieb. »Mein Name ist Peter Brenner von Europol. Wir haben hier zwei Fälle, die höchstwahrscheinlich miteinander zusammenhängen und...«

»Ich arbeite zurzeit an einem Fall. Tut mir leid«, unterbrach ihn Sam unwirsch.

»Tatsächlich?«, fragte der Mann am anderen Ende der Lei-

tung überheblich. Sam überlegte, was er über ihn wissen konnte. Der Ton dieses Herrn Sowieso von Europol gefiel ihm überhaupt nicht.

»Nun...«, setzte Sam wieder an, merkte aber, dass er noch nicht wach genug war, um sich einem Wortgefecht zu stellen.

»O'Connor, Sie sind vor zwei Tagen von Ihrem Fall abgezogen worden, weil Sie einen Kirchendiener schwer beleidigt haben. Das ist doch richtig, oder?«

»Er hat mich provoziert.«

»Das interessiert mich nicht.«

»Rufen Sie jemand anderes an, Herr...?«

»Brenner. Das habe ich schon. Alle anderen, die infrage kämen, sind beschäftigt. Sie sind der Einzige, der frei ist. Ich erwarte Sie um vier Uhr in Rom. Ihr Ticket liegt beim Lufthansa-Schalter am Flughafen München für Sie bereit.«

Sam war inzwischen in seinen schwarz-grau, ehemals schwarz-weiß gestreiften Boxershorts und dem ausgeleierten schwarzen T-Shirt in die Küche gegangen und hatte die Espressomaschine angestellt, die sich mit einem lauten Schnarren in Betrieb setzte.

»Ich glaube nicht...«

In der Leitung klickte es. Sam sah ungläubig auf das Telefon in seiner Hand und dann auf die Digitalanzeige seiner Kaffeemaschine, auf der blinkend »Trester leeren« stand. Nachdem er die Auffangschale für Wasser und Kaffeesatz geleert, ausgewaschen und wieder eingesetzt hatte, erschien eine neue Meldung: »Wasser füllen«. »Auch das sollst du bekommen, wenn du mir dann endlich meine Koffeinspritze gibst«, sagte er leicht gereizt zur Kaffeemaschine. Mit frischem Wasser gefüllt, zeigte sie sich gnädig und spuckte den Espresso ohne weitere Meldungen aus.

Während der heiße Kaffee seine Kehle hinunterrann, überlegte Sam, ob es ratsam wäre, den Anruf zu ignorieren und sich wieder ins Bett zu legen, oder ob er sich lieber auf den Weg nach Rom machen sollte. Er hasste nichts mehr, als bevormundet zu werden. Und doch musste er sich eingestehen, dass er nicht in der Position war, sich diesem Herrn Brenner zu widersetzen.

Mit der Tasse in der Hand ging er über den langen leeren Flur, vorbei an seinem Schlafzimmer und einem weiteren geschlossenen Raum, ins Badezimmer. Die Wohnung nahm die gesamte obere Etage einer zweigeschossigen Villa ein, die einer alten Dame gehörte. Sie lag mitten im Grünen im Münchner Stadtteil Obermenzing und grenzte direkt an den Park der Blumenburg. Im Frühling schmückten die großen Kastanien und Fliederbüsche die Wege mit ihren weißen und lilafarbenen Blüten. Jetzt im Winter streckten die Bäume ihre kahlen Äste in den grauen Himmel und gaben die Sicht frei auf den kleinen zugefrorenen See in der Mitte des Parks. Sam nutzte die Anlage lediglich morgens zum Joggen und um seine Gedanken zu sammeln. Dafür war allerdings heute dank des Anrufers keine Zeit.

Die Wechseldusche vertrieb endgültig den letzten Rest Schlaf aus seinem Körper. Er strich sich mit den Händen die schwarzen, leicht gewellten Haare aus dem Gesicht und wickelte sich ein Handtuch um die Hüften. Eine Angewohnheit aus vergangenen Tagen, als sie noch zu zweit hier gewohnt hatten. Dann wischte er den durch den heißen Wasserdampf beschlagenen Spiegel sauber und achtete dabei darauf, dass das Herz und der Abdruck eines Kusses in der Mitte des Spiegels erhalten blieben. Er betrachtete seinen durchtrainierten Oberkörper, der, obwohl Sam Anfang vierzig war, dank regelmäßiger Sit-ups und Liegestütze immer noch aussah wie der eines Dreißigjährigen. Er fuhr sich über die Bartstoppeln, befand aber, dass er noch einen Tag ohne Rasur auskommen konnte, und verließ das Badezimmer. Einen Augenblick lang verweilte er vor dem Zimmer mit der geschlossenen Tür.

Unheilbar. So hatte die Diagnose des behandelnden Arztes gelauret.

Er stieß die Tür auf und sah in das leere Zimmer. Auf dem Bett lag eine bunt gemusterte Überdecke. An der Wand hingen große rote und blaue Papierblumen und eine Kopie von van Goghs *Sonnenblumen*. Die Luft roch abgestanden, hatte keine persönliche Note mehr. Fotos, die auf einer Biedermeierkommode stan-

den, erinnerten an alte Zeiten, als sie noch unbekümmert vor sich hin gelebt und gedacht hatten, dass Krankheiten und Schicksalsschläge vor ihrer Tür haltmachen würden.

3

Sam musste erst über einen schwarz gesprenkelten Haufen Schneematsch springen, der sich am Bordsteinrand auftürmte, um in das Taxi einsteigen zu können. Im Inneren war es warm und roch nach abgestandenem Schweiß, was in ihm eine leichte Übelkeit aufsteigen ließ. Er öffnete trotz der eisigen Kälte draußen das Fenster einen Spaltbreit und sah in die Augen des dunkelhäutigen Fahrers, der ihn im Rückspiegel beobachtete und darauf wartete, dass ihm sein Fahrgast das Ziel nannte.

»Zum Flughafen bitte.«

Der Taxifahrer gab Gas, und der Matsch spritzte unter den anfahrenden Reifen auf die parkenden Autos.

Durch den Spalt atmete Sam die frische Luft ein, holte sein Handy aus der Tasche und suchte unter den gespeicherten Nummern den Eintrag »privat Prof. Klein«. Er wählte, das Freizeichen ertönte, und eine tiefe angenehme Stimme meldete sich.

»Klein.«

»Professor, hier spricht Sam O'Connor.«

»Oh, Herr O'Connor.« Eine Pause entstand, und Sam brach vor Schreck der Schweiß aus.

»Nun, was soll ich sagen? Ihrer Schwester Lily geht es den Umständen entsprechend. Wie ich bereits bei der Einlieferung sagte: Schizophrenie ist eine weitverbreitete Krankheit. Die Ursachen können genetisch-biologischer und psychosozialer Natur sein, die in einem Wechselspiel zueinander stehen. Viren wie der Herpes simplex, ja sogar eine Influenza können Psychosen auslösen. Genauso wie Komplikationen bei der Geburt, Sauerstoffmangel, belastende Lebensereignisse wie ein Todesfall oder der Auszug aus dem Elternhaus – und Drogenkonsum. Wissen Sie,

ob Ihre Schwester Drogen genommen hat? Hat sie zum Beispiel Haschisch geraucht? «

Sam fühlte sich ein wenig überrumpelt. Er hatte im Moment überhaupt keine Lust auf diese Art von Gespräch. »Ich weiß nicht, ob das jetzt der richtige ... «

»Der Cannabiswirkstoff THC kann bei Menschen mit genetischer Disposition nach dem Vulnerabilitäts-Stress-Modell durch nachteilige Beeinflussung der Transmittersysteme zum Beispiel im Hippocampus eine Schizophrenie auslösen. Aber es gibt auch Schizophrenie-Patienten, die häufig Ecstasy-Pillen oder andere chemische Drogen genommen haben. Hat Lily vielleicht Ecstasy genommen? Sie sind doch bei der Polizei, oder nicht? «

»Ich bin bei der Mordkommission, nicht bei der Drogenfahndung, Professor. Und ich wollte Ihnen eigentlich nur sagen, dass ich für unbestimmte Zeit beruflich unterwegs bin, Sie mich aber jederzeit unter meiner Handynummer erreichen können. «

»Ihre Schwester ist bei uns in den besten Händen. Machen Sie sich keine Sorgen, Herr O'Connor. «

»Ich melde mich, sobald ich wieder in München bin. «

Er beendete das Gespräch und sah aus dem Fenster, ohne wirklich etwas wahrzunehmen.

Ja, natürlich hatte Lily Drogen genommen, wer hatte das nicht in den Neunzigerjahren, der Hochzeit der Drogen? Aber musste er das nun vor dem Taxifahrer besprechen? Musste er überhaupt irgendwelche Informationen über ihr Privatleben preisgeben, wenn die unumstößliche Diagnose sowieso »unheilbar« lautete? Er hasste es, wenn ihm der Professor jedes Mal wieder medizinische Vorträge hielt und ganz nebenbei fragte, ob Lily Drogen genommen hatte.

Sam lehnte sich zurück und schloss für einen Moment die Augen. In ihm stiegen grauenvolle Bilder aus der Erinnerung auf. Lily spindeldürr, zusammengekauert unter dem Waschbecken sitzend. So hatte er sie vor zwei Monaten aus der Suratthani-Klinik in Thailand abgeholt.

Er machte die Augen wieder auf und holte seinen iPod mit den

ewig verknoteten Kopfhörern heraus, entwirrte sie und wählte Pavarottis *Una furtiva lagrima*. Er drehte die Musik auf volle Lautstärke, um für einen Moment der Realität zu entfliehen.

Auf Bahnhöfen oder Flughäfen zu sitzen und zu warten war für Sam ein Gräuel. Warten war für ihn verlorene Zeit, die man anderweitig so viel sinnvoller hätte nutzen können. Er betrachtete die Menschen um sich herum, die wie er auf den Flug nach Rom warten mussten und sich auf die unterschiedlichste Weise die Zeit vertrieben. Sein Blick blieb am Hut eines älteren Mannes hängen, der mit dem Rücken zu ihm saß und ihn an einen guten alten Freund erinnerte. Vor vier Jahren hatte er mit seinem etwa fünfzehn Jahre älteren französischen Kollegen Phillippe Argault an einem Fall gearbeitet, der international Schlagzeilen gemacht hatte. Sie hatten fast ein Jahr gebraucht, um einen Pädophilen zu stellen, der Kinder vor laufender Kamera wie Vieh ausgeweidet hatte. Ihm auf die Schliche zu kommen war deshalb so schwierig gewesen, weil die Kinder aus deutschen Kliniken entführt, die kleinen Leichen aber in Frankreich gefunden worden waren. Der Mann hatte wie viele andere Verbrecher die offenen Grenzen der Europäischen Union für sich genutzt. Deshalb hatte man in den Neunzigerjahren Europol gegründet und war dort für jeden mehrsprachigen Beamten dankbar. Sam sprach vier Sprachen fließend, Englisch, Spanisch, Deutsch und Französisch, und gehörte zu den drei ersten deutschen Tatortanalytikern, die 1995 vom Dezernat 11 des Münchner Polizeipräsidiums nach Wien zur Ausbildung geschickt worden waren. Inzwischen wurde er als Sachverständiger europaweit gerne bei ungelösten Fällen hinzugezogen.

Er überlegte, wie lange er nicht mehr mit Argault gesprochen hatte. Waren es zwei oder sogar drei Monate? Sam hatte beinahe ein schlechtes Gewissen, aber er war als Einzelgänger nun einmal miserabel, wenn es darum ging, Kontakte zu pflegen.

Er sah auf die Uhr. Noch eine halbe Stunde bis zum Abflug. Er suchte in der Kontaktliste seines Handys den Namen Argault.

»Allô?«, meldete sich eine raue Stimme.

»Phillippe, hier ist Sam.«

»Oh, schön von dir zu hören. Ich meine, persönlich.« Phillippe lachte. »*Mon Dieu*, dein Ruf eilt dir mal wieder voraus.«

»Wusste nicht, dass die Geschichte schon zu dir durchgedrungen ist.« Sam atmete lautlos aus.

»Du weißt doch, die Welt ist klein, und schlechte Nachrichten verbreiten sich schneller als der Schiss einer Möwe, der aus zwanzig Metern auf deinem Haupt landet. Aber du bist ja bekannt dafür, dass du auf Kriegsfuß mit der katholischen Kirche stehst.« Ein heiseres Lachen, abgelöst von einem rollenden Husten, drang an Sams Ohr. Er wartete, bis Argault sich beruhigt hatte, und wechselte schnell das Thema. Er war nicht stolz darauf, dass er sich, wenn man ihn besonders reizte, manchmal nicht unter Kontrolle hatte, und wollte darüber jetzt nicht sprechen. Seine Strafe hatte er bereits erhalten. Sie hatten ihn von dem Fall abgezogen – was ihn allerdings nicht sonderlich störte –, und damit war für ihn die Sache erledigt.

»Ich bin auf einen neuen Fall angesetzt worden. Aber wie sieht es mit dir aus? An was arbeitest du zurzeit?«

»Ich bin in Rente gegangen.«

Argault ist gerade mal Ende fünfzig, schoss es Sam durch den Kopf. »Ist es dafür nicht etwas zu früh?«

»Man kann sich nie früh genug mehr seiner Frau und seinen Rosenbeeten widmen. Ich habe fast vierzig Jahre für die französische Mordkommission gearbeitet. Jetzt ist mein Privatleben dran. Du solltest dir auch etwas fürs Herz suchen, Sam. *L'amour* ist wichtig für die Seele, sie hält dich jung und am Leben.«

»Ihr Franzosen und die Liebe!« Sam lachte, denn Argault war ein unverbesserlicher Romantiker. Er hatte seine Frau vor dreißig Jahren kennengelernt und vergötterte sie heute noch wie damals. Das kannte Sam aus seinem schnelllebigen Umfeld nicht. In seinem Bekanntenkreis heiratete kaum noch einer, Beziehungen hielten maximal drei Jahre, dann war der erste Flash vorbei, und man suchte sich was Neues. »Phillippe, ich muss los. Grüß Claudette von mir.«

Die Durchsage, dass die Maschine nach Rom zum Einsteigen bereit war, knisterte durch die Lautsprecher und ließ Sam spüren, dass er einen ziemlich nervösen Magen hatte.

Dann schaltete er sein Handy aus, setzte seine Sonnenbrille auf und stieg in das Flugzeug nach Rom.

4

ROM

Pünktlich um vier landete die Lufthansa-Maschine 743 auf dem Aeroporto internazionale Leonardo da Vinci in Rom.

Peter Brenner, ehemals beim BKA tätig, leitete seit drei Jahren eine damals neu ins Leben gerufene Abteilung bei Euro-pol, die sich ausschließlich mit grenzüberschreitenden Mordfällen befasste. Er wartete bereits ungeduldig mit einem Schild in der Hand, auf dem, mit grünem Marker geschrieben, »Sam O'Connor« stand. Peter Brenner war mindestens einen Meter neunzig groß, dünn und schmalschultrig mit einer rot leuchtenden hohen Stirn, die wie die Spitze eines Leuchtturms aus der Menge der wartenden Italiener ragte.

Direkt vor der Ankunftshalle stand eine schwarze Limousine. Ein Chauffeur hielt den beiden Beamten die hintere Wagentür auf, und Brenner wartete, bis Sam auf den beigefarbenen Ledersitzen durchgerutscht war, um neben ihm Platz zu nehmen.

Nachdem sich der schwere Wagen in Bewegung gesetzt und Sam es sich auf der Rückbank einigermaßen bequem gemacht hatte, zog Brenner auch schon eine Akte aus seiner ledernen Tasche hervor.

»Wie war der Flug?«

»Gut. Danke«, antwortete Sam knapp. Brenner gingen seine Flugangst und der damit für ihn verbundene psychische Stress nichts an.

»Hier, sehen Sie sich das an.« Sam nahm die Akte und öffnete

sie. Auf die Innenseite der Mappe waren Fotos von einer Leiche und einem Tatort geheftet. Eine Hinrichtung, war Sams erster Eindruck.

»Die Polizei fand sie auf einem öffentlichen Platz mitten in Rom. Wie Sie sehen, war die Leiche nackt und halb verbrannt. Dass sie nicht ganz verbrannt ist, muss wohl an dem Regenschauer in der Nacht gelegen haben. Na ja, trotzdem konnte sie das auch nicht retten.«

»Wann war das?«

»Vor drei Monaten, im Oktober letzten Jahres.«

»Zeugen?«

»Keiner hat was gesehen oder gehört. Erst später haben Anwohner etwas gerochen und die Polizei verständigt.«

Sam hatte nichts anderes erwartet. Wie so oft hatte niemand etwas bemerkt.

»Ich habe die ViCLAS-Datenbank mit den Daten gefüttert und einen ähnlichen Fall aus dem Jahr 2006 in Hamburg gefunden. Auch hier wurde eine Frau verbrannt. Ob es sich um denselben Täter handelt, ist fraglich, aber wir beziehungsweise Sie sollten das überprüfen. Ich habe die Akte bereits angefordert. Sie steht Ihnen schnellstmöglich zur Verfügung.«

»Sie meinen, wir haben es mit einem Serientäter zu tun?«

»Ich will es zumindest ausschließen. Die Akte liegt auf dem zuständigen Revier für Sie bereit. Der Flug nach Hamburg geht morgen Vormittag.«

Sam war begeistert: zwei Flüge in zwei Tagen. Er sah wieder auf die Papiere auf seinem Schoß. Zwischen dem Mord in Hamburg und dem Fall hier in Rom lagen zwei Jahre. Sollte es sich tatsächlich um ein und denselben Täter handeln, konnte er davon ausgehen, auf weitere Fälle zu stoßen. Er rieb sich nachdenklich übers Kinn. »Wo fahren wir eigentlich hin?«, fragte er.

»Wir treffen uns erst einmal mit dem zuständigen Beamten, der hier den Fall bearbeitet hat, dann entscheiden Sie, wie Sie weiter vorgehen wollen.«

Als die Limousine vor dem Gebäude der Polizia di Stato hielt,

hatte Sam so gut wie gar nichts von der Stadt gesehen. Er wusste nur, dass er irgendwo in Rom war.

Wenn man an Rom und seine Architektur denkt, hat man alte Bauwerke mit dorischen Säulen und Stein fresken vor Augen. Das Gebäude der italienischen Staatspolizei hatte damit rein gar nichts zu tun. Es war ein ockerfarben gestrichener Neubau und versprühte so wenig architektonischen Charme wie ein Maulwurfshügel.

Brenner schob Sam an der Anmeldung vorbei, die Treppen nach oben, einen langen, nicht enden wollenden Flur entlang. Links und rechts gingen alle drei Meter Türen ab, die allesamt geschlossen waren. Kein Hinweis darauf, was sich dahinter verbarg. Die Wände waren weiß, und die Deckenbeleuchtung bestand aus Neonröhren. Wäre da nicht der graue Teppich gewesen, hätte man denken können, in einem Krankenhaus zu sein.

Der Flur machte einen Knick nach rechts und endete in einer Sackgasse vor einer weiteren nichtssagenden Tür. Brenner klopfte leise an.

Vor den beiden Männern stand plötzlich eine rassige blonde Italienerin, die eher auf die Titelseite des GQ-Männermagazins gepasst hätte als in ein kleines, stickiges Büro der italienischen Staatspolizei.

»Darf ich vorstellen, Nina Vigna von der Mordkommission, Sam O'Connor, unser Sachverständiger, Tatortanalytiker und Profiler.« Nina reichte Sam eine perfekt manikürte, schmale Hand, und Sam bemerkte zu seinem Erstaunen, dass ihr Händedruck wider Erwarten kräftig war. Nina nickte Brenner zur Begrüßung nur zu, offensichtlich hatten sie heute schon das Vergnügen gehabt, und bewegte ihre kurvige Figur auf einen abgenutzten Schreibtisch zu, hinter dem sie anmutig Platz nahm.

»Setzen Sie sich bitte, Signori.« Sie wies auf zwei Plastikstühle vor dem Schreibtisch und öffnete dann eine Akte.

»Allora, dieser Fall ist sehr *difficile* ... ja, schwierig. Wir kommen nicht weiter. Es gab noch nie so etwas *terrificante* in Italia ...«

» Wenn man von den Mafiamorden absieht, vielleicht«, warf Sam ein und erntete einen bitterbösen Blick aus Ninas tief-schwarzen Augen. Dann fuhr die Polizistin ungerührt fort.

»... was mich vermuten ließ, dass der Täter nicht von hier ist, und deshalb bat ich meinen Mann, bei Signore Brenner für mich anzurufen.« Sie lächelte Brenner an, und der lächelte zurück.

» Ja, richtig. Wir haben gestern miteinander telefoniert. Ich kenne Ihren Mann noch aus BKA-Zeiten.« Brenner zog ein Stofftaschentuch mit den Initialen P. B. aus seiner grauen Anzughose und wischte sich eine Schweißperle von der inzwischen nicht mehr leuchtend roten, sondern blassrosa mit bräunlichen Pigmentflecken gesprenkelten Stirn. Sam wunderte sich, dass Brenner schwitzte, denn warm war es weiß Gott nicht in dieser kleinen Abstellkammer.

» Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich mir zunächst einmal gerne den Tatort ansehen, Signora Vigna, und zwar ungefähr zu der Zeit, als der Täter das Opfer dort angezündet hat. Außerdem möchte ich die Wohnung des Opfers sehen.«

» Tut mir leid, aber die Wohnung ist wieder vermietet. Sie hatte keine Verwandten, außer einer Mutter in einem Heim. Die *Piazza* anzusehen ist kein Problem. Was halten Sie von einem Rendezvous heute Nacht um eins mit mir? Ich komme zu Ihnen ins Hotel.«

Sam schmunzelte, und Brenner, der sich gerade übers ganze Gesicht wischte, hielt sich sein Taschentuch vor den Mund und gab ein undefinierbares Geräusch von sich, das ein Hüsteln oder Glucksen sein konnte.

Nina Vigna sah von einem zum anderen.

» Ist mein Deutsch sehr schlecht? «

Wie aus einem Munde antworteten die beiden Männer: » Nein. Es ist hervorragend.«

Sie erhob sich von ihrem Stuhl, zog den Rock, der ihre schlanken Oberschenkel bedecken sollte, aber im Sitzen hochgerutscht war, wieder nach unten und schüttelte zuerst Brenner und dann Sam zum Abschied die Hand. Dabei sah sie ihnen nicht eine

Sekunde zu lang in die Augen, und Sam verstand, dass sich diese Frau nur mit absolut kühler Professionalität ihre Kollegen vom Halse halten konnte. Zweifellos wusste sie genau, welchen Reiz sie auf das andere Geschlecht ausübte, und Sam war sich ziemlich sicher, dass sie immer bekam, was sie wollte. Er wandte sich Brenner zu, wies mit der Hand auf die Tür, um Brenner den Vortritt zu lassen, und verließ dann hinter ihm das kleine Büro der GQ-Kandidatin Nina Vigna.

5

SALZBURG

Frau Dileilah, die eigentlich Birgit Eschberger hieß, hatte eine außerordentlich ausladende Figur. Gesicht und Hals gingen ineinander über und saßen auf einem kugelrunden Körper. Ein Humpty Dumpty in einem geblühten Kittel. Die zwei kurzen dicken Unterarme endeten übergangslos in zehn wurstähnlichen Fingerchen, die flink ein paar Karten mischten. Wäre ihr Kittel durchsichtig gewesen, hätte man gesehen, dass der fettleibige Körper von einem engen Korsett in Form gehalten wurde. Ihre kleinen Füßchen steckten in ein paar ebenfalls geblühten Stoffpantoffeln und schwebten zehn Zentimeter über dem Boden.

Heute war Frau Dileilah nicht so richtig bei der Sache. Sie war irgendwie unkonzentriert.

Sie hatte heute ein Erlebnis gehabt, das sie plötzlich an der Richtigkeit ihrer Séancen zweifeln ließ. War die Vermittlung zwischen Lebenden und Toten moralisch verwerflich? Aber nein, die Toten würden nicht zu ihr sprechen, wenn ER, Gott, da oben es nicht gutheißen würde. Sie half Menschen über ihre Trauer hinweg, wenn ein Verwandter gestorben war, der Partner oder das eigene Kind. Sie kannte diesen Schmerz nur zu gut, denn vor drei Jahren war ihr Mann von ihr gegangen und hatte sie auf dieser Welt allein zurückgelassen.

Frau Dileilah sah von der großen Standuhr in der Ecke des

Zimmers, die auf halb neun stand, zu dem gut aussehenden Mann, der ihr gegenüber saß und der Kontakt mit einem toten Verwandten aufnehmen wollte.

Seine Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen. Welche Farbe hatten sie nur? Blau, grün oder grau? Im Schein der beiden Kerzen auf dem Tisch war die Farbe nur schwer zu erkennen. Er saß still vor ihr, die Hände auf dem Tisch gefaltet, und es schien, als habe er eine imaginäre Mauer um sich herum gezogen, um bloß nichts von sich preiszugeben. Sie hatte so etwas schon ein paar Mal erlebt, es war so eine Art Test der Kunden, um zu sehen, ob sie auch keine Betrügerin war. Manche brauchten Zeit, um sich zu öffnen. Deshalb drang sie nicht in den Mann, sondern legte die gemischten Legrand-Wahrsagekarten in Neunerreihen vor sich aus. Das war das Einführungsritual und sollte ihr ein paar Informationen geben über die Person, die sie aufsuchte.

Als der ganze Stapel ausgelegt war, besah sie sich die Karten rund um die Karte in der Mitte, die für ihren Besucher stand.

»Ja, in der Tat. Sie haben einen sehr schweren Verlust erlitten, der Sie tief erschüttert hat«, sagte sie behutsam und suchte in seiner Haltung eine Bestätigung für ihre Aussage, doch er zeigte keine Regung, saß da wie eine Statue aus Stein.

Die Karten zeigten den Tod. Seinen Tod? Oder den eines anderen Menschen? Genau konnte sie das nicht sehen. Allerdings würde sie ohnehin niemals einem Kunden den Tod vorhersagen. Das war ein unausgesprochenes Tabu in weiten Teilen ihrer Branche, obwohl es einige Kartenlegerinnen gab, die es taten. Ein Schauer lief ihr den Rücken herunter, und auf ihren nackten Armen stellten sich die Härchen auf. »Sie werden in Kürze eine junge Dame kennenlernen.« Jetzt sah sie es deutlicher. Sollte sie es aussprechen oder lieber für sich behalten? »Diese Frau ist Ihr Karma, sie...«, weiter kam sie nicht, denn plötzlich war der Mann mit einem Satz hinter ihr.

Das Messer in seiner Hand grub sich in das Fett an ihrem Hals, und dann flüsterte er ihr ins Ohr: »Ich bin hier, um deine beschissene Seele zu retten.«

Der Schreck fuhr so tief in sie, dass sie nicht einmal mehr schreien konnte. Sie war wie paralysiert. Sie merkte nur, wie etwas um sie herumgewickelt wurde, das ihr die letzte Luft nahm. Schon durch ihr eng geschnürtes Korsett lebte sie immer mit einer gewissen Kurzatmigkeit, aber jetzt hatte sie das Gefühl, dass ihr der Sauerstoff gänzlich genommen wurde. Sie wagte einen Blick nach unten und sah, dass er sie mit einem Seil gefesselt hatte.

»Wenn Sie Geld wollen, es ist in der Standuhr dort drüben. Bitte tun Sie mir nichts.« Sie fing an zu wimmern.

»Halt's Maul«, sagte er kalt, holte aus seinem Rucksack, den er neben sich gestellt hatte, eine Schere und eine Rasierklinge und begann mit seinem göttlichen Werk. Den geflochtenen Zopf, der wie eine Schlange um ihren Kopf geschlungen war, schnitt er als Erstes ab. Dann widmete er sich dem Rest. Immer wieder tauchte die Schere in das Haar, traf auf die Kopfhaut und schnappte wie ein hungriges Krokodil zu. Dann schabte er mit der Rasierklinge die kurzen Stoppeln ab und ritzte dabei unaufhörlich in ihre Kopfhaut. Anschließend begann er mit der Beschwörungsformel.

»Im Namen und in der Kraft unseres Herrn Jesus Christus beschwöre ich dich, du unreiner Geist, satanische Macht der diabolischen Legion. Du sollst ausgerottet und ausgetrieben werden.« Mit der linken Hand machte er ein Kreuzzeichen über ihrem Kopf. »Hinterlistige Schlange, du sollst nicht weiter das Menschengeschlecht täuschen.« Wieder ein Kreuz. »Dich bändigt Gott, der Allerhöchste, dem du in deiner stolzen Überhebung und frechen Anmaßung gleich geachtet werden möchtest.«

Wie ein Netz aus Straßen auf einer Landkarte lief nun das Blut den kahlen, mit tiefen Schnittwunden übersäten Schädel herunter. Frau Dileilah stöhnte und wimmerte immer lauter. Der Mann befreite sie von dem Seil und redete dabei weiterhin unaufhörlich.

»Dich bändigt Gott ... der Vater ... der Sohn ... der Heilige Geist, das Zeichen des Kreuzes und die Kraft aller Geheimnisse

des christlichen Glaubens. « In den Pausen zwischen den Worten zeichnete er immer wieder ein Kreuz in die Luft.

»Ausziehen!«, fuhr er sie an.

Zitternd knöpfte sie die Knopfleiste ihres Kittels auf, schälte sich aus ihrem Korsett und stand schließlich in ihrer ganzen fleischlichen Pracht nackt und in Stoffpantoffeln vor ihrem Peiniger. Er drückte sie wieder in den Stuhl zurück, band abermals das Seil um sie und holte zwei eigenartige Eisenschienen aus dem Rucksack, die er um ihre Unterschenkel legte.

Sie wusste, dass es ein Fehler gewesen war, dort hinzugehen. Jetzt würde sie dafür bestraft werden. Sie sah ihm in die Augen, und dann sah sie es, aber bevor sie den Gedanken zu Ende denken konnte, durchfuhr sie ein unmenschlicher Schmerz. Als es das erste Mal dunkel um sie wurde, hörte sie dumpf seine Worte: »Heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerscharen ...«, und das Schlagen der Standuhr. Es war neun Uhr.